

Teilzeit und Wissenschaft?

Viele Posten im akademischen Mittelbau werden nur als Teilzeitstellen vergütet. Was spricht für, was gegen «Teilzeitforschung»? Ist Wissenschaft als Teilzeitarbeit überhaupt möglich?

Valérie Chérelat (Fotomontage)



Teilzeitarbeit in der Wissenschaft wird in der Regel mit der Diskussion um Chancengleichheit verbunden und erscheint daher als ein Thema, für das sich insbesondere weibliche Wissenschaftler erwärmen sollten. In der Tat habe ich selbst mit einer «Teilzeitprofessur» begonnen, als ich 1994 an der Universität Hamburg nach der Geburt meiner ersten Tochter für zwei Jahre ein Viertel meines Lehrpensums an eine Kollegin abgab. Allerdings merkte ich bald, dass alle anderen Verpflichtungen, etwa Prüfungen und Gremientätigkeit, weiterhin auf meinen Schultern ruhten - und ich also letztlich auf 25 Prozent meines Lohns für sehr wenig Entlastung verzichtet hatte.

Wie wir wissen, ist Teilzeitarbeit intensiver und produktiver als die gleiche Stundenzahl einer Vollzeittätigkeit. Sie ist also ein Gewinn für die anstellende Institution, was auch die Universitäten längst erkannt haben. Folglich sind an den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten in der Schweiz jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler meist nur in Teilzeitpensen angestellt. Die Idee dabei ist allerdings nicht, dass sie daneben einer anderen bezahlten Tätigkeit nachgehen, sondern dass sie ihre Freizeit für die Forschung nutzen, die also weitgehend unbezahlt ist. Die Begründung ist, dass die unbezahlte Mehrarbeit die jungen Forschenden ja karrieremässig weiterbringen wird. Für Doktorierende mag das ein nach-

vollziehbares Angebot sein: Sie müssen in ihrem Forschungsbereich noch einiges lernen, können gleichzeitig aber schon erste Lehr- und Verwaltungserfahrungen sammeln und sind drei bis vier Monate im Jahr frei, das zu tun, was sie wissenschaftlich voranbringt.

In einer Karrierephase, in der alle Kräfte auf die Qualifikation gerichtet werden müssen, ist eine Teilzeittätigkeit kontraproduktiv.

Claudia Opitz-Belakhal

Für Postdocs stimmt die Rechnung aber nicht, denn hier geht die weitgehend unbezahlte Forschungstätigkeit einher mit einer bereits anerkannten wissenschaftlichen Qualifizierung. Auch müssen und dürfen Postdocs seit Bologna zunehmend Prüfungsverantwortung übernehmen, was viel Zeit kostet. Der «Freizeitpass» Forschung bleibt damit oft auf der Strecke. Wenn Postdocs eine solche Teilzeit-Arbeitsweise aus familiären Gründen akzeptieren, so werden sie dadurch auf einen

Holzweg geleitet. Denn gerade in einer Karrierephase, in der alle Kräfte auf die wissenschaftliche Qualifikation gerichtet werden müssen, ist eine Teilzeittätigkeit kontraproduktiv. Es ist zwar möglich, eine kurze, weniger produktive Arbeitsphase durch nachfolgend erhöhte Produktivität zu kompensieren; aber zu glauben, dass die Qualifizierungsphase, die in der Regel zehn bis zwölf Jahre dauert, einfach um das Doppelte verlängert werden kann, ist weltfremd und muss zum akademischen Misserfolg führen.

Assistenzprofessuren mit reduziertem Lehrpensum wären aus meiner Sicht die beste Lösung. Aber auch Vollzeitassistenten, die durch Forschungsphasen (als Sabbaticals oder finanziert über Stipendien) ergänzt werden könnten, würden Karriere und Familie besser vereinbar machen. Die Teilzeitmodelle für den Mittelbau, die wir oft an unseren Universitäten finden, sind hingegen nicht geeignet, familiäre und akademische Verpflichtungen unter einen Hut zu bringen. Sie führen dazu, dass manche in ihrer so genannten Freizeit Bücher schreiben oder Forschungsprojekte voranbringen - und andere Windeln wechseln und Essen kochen. Wer dann Karriere macht, kann man sich unschwer vorstellen.

Claudia Opitz-Belakhal ist Professorin für Geschichte der frühen Neuzeit an der Universität Basel.



In der Wissenschaft werden heute oft nur Teilzeitstellen finanziert, zum Beispiel auf Postdoc-Niveau. Was aus familiärer Sicht günstig sein mag, sieht für aufstrebende Forschende noch ohne Kinder zunächst wie ein Makel aus: Wird es meiner Karriere schaden, wenn ich nicht zu hundert Prozent arbeiten kann? Die vordergründig negativen Seiten der Teilzeitarbeit sind klar: weniger Zeit für aktive Forschung, für das Schreiben von Publikationen und Forschungsanträgen und weniger Präsenzzeit im Institut und auf Konferenzen; also auch weniger Zeit, sich den Vorgesetzten bei der Vergabe von unbefristeten Stellen in Erinnerung zu rufen.

Während die ersten beiden Punkte bei hoher Forschungsqualität nicht unbedingt ins Gewicht fallen sollten (Qualität ist wichtiger als Quantität!), so ist der dritte Prozess oft der kritischste, da er subtil und von den Entscheidungsträgern unbemerkt abläuft: Auch dem Teilzeitmodell wohlgesinnte Institutsleiter sehen Teilzeitarbeit seltener, haben also weniger Zeit, sich von ihren Fähigkeiten zu überzeugen.

Ist Teilzeit also generell negativ für die wissenschaftliche Karriere? Wir glauben nicht. Denn drei Besonderheiten der heutigen Wissenschaftskultur sind: 1) Wegen der seltenen Vollzeitstellen kombinieren Vollzeit arbeitende Postdocs häufig Teilzeitanstellungen in verschiedenen Projekten, oft an verschiedenen Instituten. Auch

in diesen Fällen ist die Präsenzzeit an den einzelnen Instituten gering. 2) Die Digitalisierung der Wissenschaft fördert das Forschen und Netzwerken physisch ausserhalb der Institutsmauern - wer Teilzeit arbeitet und wer nicht, tritt dabei kaum mehr in Erscheinung. 3) Die meisten For-

Teilzeitarbeit ermöglicht das Abschalten vom Alltag und macht den Kopf frei für die in der Wissenschaft so notwendige Kreativität.

Christian Hauck und
Martin Hoelzle

schenden werden den Effekt kennen: Das Denken hört nicht ausserhalb der Bürotür auf. Ganz im Gegenteil findet man die Lösung wissenschaftlicher Probleme oft nicht am Schreibtisch, sondern morgens unter der Dusche, abends beim Kochen oder in der Freizeit.

Auch wenn sauberes Handwerk gefragt ist, bei dem das Ergebnis und die Qualität oft eine lineare Funktion der Zeit sind, geschehen die wichtigsten Fortschritte in der Wissenschaft durch Nachdenken, durch

Kreativität, durch die sprichwörtlichen Geistesblitze. Wo und wann diese auftreten, ist (zum Glück) nicht vorhersehbar, aber sie richten sich definitiv nicht nach Bürozeiten, Anstellungsverhältnissen und Arbeitsprozenten. Teilzeit ermöglicht das Abschalten vom Büroalltag, erzeugt Impulse und macht den Kopf frei für die in der Wissenschaft so notwendige Kreativität - sei es auf dem Velo, in den Bergen oder beim Betrachten der Kreativität der eigenen Kinder.

Schliesslich gibt es heute die Möglichkeit des Jobsharings auch auf Kaderebene. Dies könnte für viele Wissenschaftlerinnen eine optimale Lösung zur Planung ihrer Karriere sein und würde gleichzeitig zu einer massiven Erhöhung der immer noch geringen Frauenquote in Kaderpositionen an Universitäten führen. Leider sind viele Verantwortliche an den Universitäten und Forschungsinstituten noch zu unflexibel, sich mit den in der Wirtschaft bereits real bestehenden Jobsharing-Modellen anzufreunden. Auch hier wäre etwas mehr Kreativität wünschenswert.

Christian Hauck und Martin Hoelzle arbeiten je 50 Prozent und teilen sich eine Professur für Geografie an der Universität Freiburg i.Ü.